



Barbara Kuchler

# KRIEGE

*Eine Gesellschaftstheorie gewaltamer Konflikte*

campus

# Inhalt

1. Einleitung .....	7
2. Der Ort von Krieg in der Gesellschaft .....	29
2.1. Jeder Mann ein Krieger – Stammesgesellschaften .....	35
2.2. Kriegsführung als Privileg der Oberschicht – Stratifizierte Gesellschaften .....	41
2.3. Universelle Inklusion in Soldatenrolle und moderner Rollenpluralismus .....	59
2.4. Militär und zivile Politik .....	84
2.5. Politische und ökonomische Logik von Krieg .....	124
2.6. Die Segmentierung des weltpolitischen Systems und die Unmöglichkeit von Imperien .....	145
3. Krieg und der »Rest« der Gesellschaft .....	168
3.1. Der Umgang mit dem integrierten »Rest« – Stammesgesellschaften .....	176
3.2. Die Unterschicht als bloße Umwelt – Stratifizierte Gesellschaften .....	182
3.3. Systematische Instrumentalisierung anderer Teilsysteme und ihre Grenzen .....	189
3.4. Systematische Viktimisierung anderer Teilsysteme und die Figur des Zivilisten .....	245

4.	Die zeitliche Ordnung von Krieg .....	279
4.1.	Gegenwartsbetonte Zeit und zeitliche Einbettung von Krieg – Stammesgesellschaften .....	284
4.2.	Lineare Zeit und Bindungswirkung von Kriegen – Stratifizierte Gesellschaften .....	293
4.3.	Zeitliche Konzentration von Krieg und Gegentrend der »low-intensity wars« .....	304
4.4.	Kriegsanfang als Komprimierung von Zeithorizonten .....	327
4.5.	Kriegsende als Entscheidungsproblem .....	335
5.	Schluss: Krieg und Gesellschaftsgrenzen .....	361
	Literatur .....	378

# 1. Einleitung

Das 20. Jahrhundert ist als das gewalttätigste und kriegerischste Jahrhundert überhaupt bezeichnet worden (so William Golding, zit. in Kruse 2009: 198), und wie das 21. Jahrhundert in dieser Hinsicht abschneiden wird, ist noch nicht abzusehen. In Aussagen wie diese ist eine normative Wertung so tief eingelassen, dass sie uns normalerweise gar nicht auffällt – unausgesprochen mitgeführt wird eine Negativbeurteilung von Kriegen, die Klage über das dadurch verursachte Leid zahlloser Menschen und die Hoffnung, es in Zukunft reduzieren zu können. Dem Soziologen muss, anders als dem Alltagsbeobachter, eine solche latent mitgeführte Wertung auffallen, denn er hat die Aufgabe, hinter die gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten zu schauen und sie zu »erklären« oder jedenfalls auf dahinterliegende Strukturgesetzmäßigkeiten durchsichtig zu machen. Bei einem zweiten Blick wird man denn auch relativ schnell bemerken, dass die uns so geläufige Einschätzung von Krieg als etwas Schrecklichem historisch ziemlich jung ist und Kriegsführung über den größten Teil der Geschichte vielmehr als ehrenvolles und nützliches Tätigkeitsfeld galt. Autoren, die sich mit Krieg befassen, stellen nahezu die ganze Geschichte hindurch vorzugsweise die Frage, wie man Kriege gewinnen kann, und nicht – wie heute verbreitet – wie man sie vermeiden, verkürzen oder gar abschaffen kann (Deutsch 1957: 200; Wright 1968: 463).

Warum ist die Wertung, dass Krieg etwas Schlechtes sei, in der heutigen Gesellschaft so alternativlos? Und alternativlos ist sie – Abweichungen von der Regel, dass »wir alle Pazifisten sind« (Hall 1985: 140f.), gibt es nur in zwei Formen, die beide die Regel bestätigen. Entweder man propagiert Kriege in instrumenteller Einstellung als kleineres Übel gegenüber dem, was sonst geschehen würde (faschistische Eroberungsziege oder ungehemmte Entfaltung brutaler Regimes), mithin als Mittel zu einem für wichtig gehaltenen Zweck, nicht aber als Sache selbst. Oder man schätzt Krieg in egoistisch-partikularistischer Einstellung, wenn man – etwa als »Kriegsherr« – Profite davon zu erwarten hat, was dann aber eben ein extrem partikularer Standpunkt ist,

der von praktisch allen Beobachtern verurteilt und für unmoralisch oder kriminell gehalten wird.

Aus ausreichend großer Distanz lässt sich diese gesellschaftsweit etablierte Wertung auf die funktionale Differenzierung der Gesellschaft zurückführen, also auf diejenige, insbesondere von Niklas Luhmann beschriebene Strukturform der modernen Gesellschaft, die diese in ein Nebeneinander von etwa einem Dutzend Teilsystemen zerfallen lässt – Politik, Wirtschaft, Recht, Bildung, Wissenschaft usw. –, die sich für die Beteiligung (Inklusion) prinzipiell aller Menschen offenhalten. Inklusion bedeutet zum einen, dass neue Formen für die Teilnahme von Menschen an Kriegen entstehen: die allgemeine Wehrpflicht, aber auch die Möglichkeit der Selbstrekrutierung für Guerillakriege, die Möglichkeit der Mobilisierung im Rahmen einer »Heimatfront« und die Möglichkeit der planvollen Viktimisierung (Tötung, Vertreibung, Vergewaltigung usw.) einer politisch unliebsamen Bevölkerung. Kriege erwerben damit ein Potenzial für ausufernde Betroffenheiten und Destruktionswirkungen – was aber allein noch keine hinreichende Ursache für die sich durchsetzende Negativwertung von Krieg sein kann, da es extrem grausame und verlustreiche Kriege, wie jeder Historiker bestätigen wird, die ganze Geschichte hindurch gab. Darüber hinaus hat der Inklusionstrend der modernen Gesellschaft aber zur Folge, dass der Beobachterstandpunkt für gesamtgesellschaftlich vertretbare Wertungen sich zunehmend auf die Position der Inklusionsrolle verschiebt: die Politik arbeitet gut, wenn sie die Bürger zufriedenstellt, die Schulen arbeiten gut, wenn die Schüler viel lernen, die Wirtschaft arbeitet gut, wenn allgemeine Wohlstandszuwächse zu verzeichnen sind, usw. Auch Kriege werden – und das ist das historisch Neue – zunehmend aus der Perspektive der Zivilisten, der unschuldig leidenden Opfer oder indirekt Betroffenen beurteilt (statt aus der Perspektive der Kriegsführenden oder Kriegsverantwortlichen); und unter dieser Prämisse ist die Negativwertung von Kriegen in der Tat unausweichlich.

Dieser Wertung soll mit dem vorliegenden Buch natürlich keineswegs widersprochen werden; es kann nicht darum gehen, jetzt wieder die positiven Seiten von Krieg – worin immer diese gesehen werden mögen – herauszustellen. Es ist auch klarzustellen, dass die Autorin als Mensch diese Wertung ebenfalls teilt, ebenfalls Krieg schlecht und Frieden gut findet (zur Prämisse »that peace is good and war is bad« Beer 1981: xxii; vgl. auch Malinowski 1941: 22; Bock 1955: 109; Mead 1968; Gantzel 1972: 31). Wissenschaftlich genügt es aber nicht, solche Wertstandpunkte einzunehmen, sondern wissenschaftlich muss man sich zunächst möglichst weit von seinem Gegen-

stand distanzieren, um ihn dann mit desto größerem Erkenntnisgewinn durchleuchten zu können (so auch Helbling 2006).<sup>1</sup> Das ist die Absicht dieses Buches: das Phänomen Krieg auf der Grundlage einer leistungsfähigen soziologischen Theorie – der Systemtheorie und speziell der Theorie funktionaler Differenzierung – zu analysieren und damit das Feld der Kriegssoziologie um eine theoretisch durchgearbeitete Beschreibung zu bereichern. Der eben skizzierte Zusammenhang zwischen moderner Inklusionstendenz und prinzipieller Negativwertung von Kriegen ist nur ein Beispiel für diesen Typ von Analyse, das hoffentlich Appetit auf mehr macht. Schließlich ist, so Klaus Schlichte (2006a: 124), »eine Theorie des Krieges ohne eine Theorie der Gesellschaft nicht zu haben«.

## Krieg als Thema soziologischer Theorie

Ob die Kriegssoziologie überhaupt schon als eine etablierte Bindestrich-Sociologie angesprochen werden kann, ist fraglich, und insbesondere dezidiert theoretisch ansetzende Texte sind Mangelware. Im deutschsprachigen Bereich finden sich einige wenige, verstreute Ansätze aus verschiedenen Theorierichtungen, im englischsprachigen Bereich ein durchaus kohärentes, aber stärker historisch als theoretisch ausgerichtetes Forschungsfeld. Dierk Spreen (2008) formuliert hohe theoretische Ansprüche, indem er nach der »Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften« fragt; er scheitert aber letztlich an diesem Anspruchsniveau, und sein Buch fällt in ein ziem-

---

1 Das hier mitgeführte Werturteil hat etwa zu einer hartnäckigen Prominenz von Kriegsursachenforschung geführt, obwohl die Frage nach Ursachen wissenschaftlich eher unfruchtbar ist und die Analyse leicht in die Unendlichkeit von Ursachen ausfransen lässt, wie bereits Pitirim Sorokin (1938: 475) scharf diagnostiziert: »The existing literature on war causation reveals the almost hopelessly muddled condition of our knowledge in this field [...]. The causal factors evoked include: [...] instincts of pugnacity, of war, of fighting, of herd, and of aggressiveness; overpopulation, underpopulation, high and low birth and mortality rates; universal law of struggle for existence, and other biological factors; fear, fight for freedom, relaxation from inhibitions imposed by civilization, sadism, lust for power, ostentation, vanity, and dozens of other psychological forces; a long list of economic, political, dynastic, religious, aesthetic, educational, and other social factors; [...] and finally, various ‚wicked,‘ great- and small-men and groups.« (Vgl. auch Luard 1987: 84, und speziell mit Blick auf Terrorismus Japp 2006) Nach etlichen Jahrzehnten Kriegsursachenforschung wird das Ergebnis von Beobachtern denn auch immer noch als »frustrierend« zusammengefasst (Dessler 1991: 338).

lich unverbundenes Nebeneinander von sehr fundamentalen theoretischen Postulaten einerseits und sehr konkreten, historisch-diskursanalytischen Studien andererseits auseinander. In einer ausgearbeiteten Gesellschaftstheorie basiert ist (oder war) die Hamburger »Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung« (AKUF), die unter dem Kopf Klaus-Jürgen Gantzel jedenfalls zeitweise (post)marxistisch und kapitalismuskritisch arbeitete (etwa Siegelberg 1994), aber inzwischen weniger durch theoretisch schwergewichtige Beiträge als durch umfangreiche empirische Arbeit zum aktuellen Kriegsgeschehen rund um den Globus auffällt.<sup>2</sup> Volker Kruse (2009) kombiniert einen Bezug auf Spencer mit Luhmann und der Theorie funktionaler Differenzierung und kommt damit dem hier verfolgten Ansatz am nächsten, insbesondere was die Beschreibung totaler Kriege angeht. Die Kontaktpunkte zwischen Kriegssoziologie und allgemeiner soziologischer Theoriebildung zu vermehren, ist angesichts dieser Lage ein absolutes Desiderat.

Die grundsätzliche Prämisse, von der die folgenden Überlegungen ausgehen, ist, dass die Art der Kriegsführung von der Art der Gesellschaft abhängt. Es werden also Kriegsformen mit Gesellschaftsstrukturen korreliert. Diese Frage ist natürlich nicht neu, aber sie wird meistens mit stärker eingeschränktem Analysefocus in Angriff genommen, nicht mit einer allgemeinen Gesellschaftstheorie im Hintergrund.<sup>3</sup> Insbesondere die angelsächsische Kriegssoziologie hat hier wichtige Einsichten erarbeitet, indem sie Kriegsführungspraxis und die Form des modernen (National-)Staates in Zusammenhang bringt – bei Michael Mann, John Hall, Charles Tilly und Anthony Giddens mit Blick auf die Entstehungszeit der modernen Staaten, bei Martin Shaw dann mit Blick auf totale Kriege und wohlfahrtsstaatliche Entwicklungen des 20. Jahrhundert. Postuliert wird dabei ein wechselseitiger Konstitutionszusammenhang zwischen Krieg und Staat: »war made the state, and the state made war« (Tilly 1975: 42). Die aufgezeigten Zusammenhänge beziehen sich etwa auf die Etablierung des Staates als Gewaltmonopolist, auf die administrative Kontrolle von Bevölkerung und Territorium, auf die Bedeutung einer ausdifferenzierten Geldwirtschaft und belastbaren

---

2 Ein ehemaliger AKUF-Autor wendet sich später in Richtung Weber und Elias (Schlichte 2009), ohne aber aus dieser Theorieanbindung für die Beschreibung der betrachteten Phänomene allzu viel herauszuholen.

3 Diese Formulierung ist auf Forschungen innerhalb der Kriegssoziologie gemünzt. Die vielversprechend »war and society« genannte Richtung der *historischen* Kriegsforschung interessiert sich ebenfalls für breitere gesellschaftliche Auswirkungen und Rahmenbedingungen von Kriegen, bietet aber noch weniger allgemein-theoretische Anknüpfungspunkte.

Finanzbasis, und im Zusammenhang damit auch auf die Symbiose mit und später Ablösung von bestimmten Klassen wie dem Bürgertum. Auch Malesevic (2010) arbeitet Merkmale moderner Kriege wie die Organisierung, Bürokratisierung und Ideologisierung von Gewalt heraus, die mit allgemeinen Merkmalen des modernen Staates – bürokratische Verwaltung und Trend zu massenhafter politischer Partizipation – in Zusammenhang stehen.

Die vorliegende Studie setzt grundsätzlich ähnlich an und fragt nach Entsprechungen zwischen modernen Kriegsformen und breiteren Gesellschaftsstrukturen; sie abstrahiert aber einen Schritt weiter und setzt auf der anderen Seite der Gleichung nicht solche schon relativ nah am Phänomen Krieg liegenden Strukturen wie Staat und Bürokratie ein, sondern eine allgemeine Theorie gesellschaftlicher Differenzierung. Der Vorteil ist, dass sich dadurch der Sichtkreis erweitert, Abstraktions- und Generalisierungsgewinne realisiert werden und Phänomene in einen breiteren Zusammenhang von Strukturen und Vergleichsmöglichkeiten eingeordnet werden können. Im Gegenzug engt sich die untersuchte Abhängigkeitsrelation tendenziell auf eine einseitige Relation ein: Es interessiert jetzt hauptsächlich die Frage, wie Krieg durch die zugrunde liegenden Gesellschaftsstrukturen geformt wird, und nicht mehr die Frage, wie die Gesellschaft durch die in ihr geführten Kriege geformt wird. Denn funktionale Differenzierung ist eine so basale und weittragende Strukturentscheidung, dass sie eigentlich nur als unabhängige Variable gedacht werden kann und es wenig plausibel ist davon auszugehen, dass sie durch die vorherrschende Kriegsführungspraxis oder bestimmte kriegerische Ereignisse bedingt ist – so wenig wie durch irgendwelche anderen Einzelfaktoren, wenn auch natürlich durch das Zusammenwirken unzähliger Einzelfaktoren zu ermöglichen Gesamtbedingungen.<sup>4</sup>

---

4 Die beiden Analyserichtungen – Krieg als abhängig von der Gesellschaft und Gesellschaft als abhängig von Krieg – entsprechen den beiden grundsätzlich möglichen Ansatzpunkten einer Konflikttheorie. Man kann Konflikte entweder als strukturell veranlasst und damit immer schon in gewisser Weise »gehegt«, strukturell eingefügt und eingefangen denken, oder man kann sie sich als eigendynamisches, autopoietisches Geschehen vorstellen, das tendenziell seine Umwelt parasitiert und kolonisiert (André Kieserling, mündliche Kommunikation). Ich konzentriere mich auf die erste Richtung, obwohl im dritten Kapitel auch gezielt die Frage nach einem Übergreifen von Krieg auf den »Rest« der Gesellschaft gestellt wird – aber wiederum mit der Annahme, dass die grundsätzliche Differenzierungsform der Gesellschaft dadurch nicht verändert wird. Absolut plausibel ist aber, dass die Kopplungen und wechselseitigen Leistungsbeziehungen zwischen Funktionssystemen durch die totalen Kriege des 20. Jahrhunderts entscheidend mitgeformt wurden, indem etwa das Niveau akzeptabler Eingriffe der Politik in die Wirtschaft und Wohlstandsverteilung hochgefahren wurde (so die Analyse von Shaw und anderen, vgl. unten Kapitel 3.3. Punkt a).